Ein ganz normaler Tag …?

17. Jugendliteraturwettbewerb der Uckermark

herausgegeben von der Stadt Prenzlau

Schibri-Verlag

Der 17. Jugendliteraturwettbewerb der Uckermark wurde gefördert vom Landkreis Uckermark und der Sparkasse Uckermark.

Weitere Sponsoren:
Rotary Club Prenzlau
Stadt Prenzlau
Stadtwerke Prenzlau GmbH
Stadtwerke Schwedt GmbH
Büttner Stempel und Schilder GmbH, Prenzlau
Verein für Niederdeutsch im Land Brandenburg e. V.
NaturTherme Templin GmbH
El Dorado Templin
Uckermärkische Bühnen Schwedt
Schibri-Verlag, Milow
Buchhaus Schulz, Prenzlau

Jury Mitglieder:
Der Bürgermeister der Stadt Prenzlau, Hendrik Sommer, hat folgende Mitglieder in die Jury des 17. Jugendliteraturwettbewerbs der Uckermark berufen:

Nico Beetz
Christoph Berkholz
Jonas Dinut
Regina Fliegel
Astrid Flügge
ElkeKorth–Seredzun
Silke Völz
Almuth Wendt

Redaktion:
Josephine Borth
Anna Elisa Schultze

Für alle Beiträge zeichnen sich die Verfasserinnen und Verfasser nach Inhalt selbst verantwortlich. Die Texte wurden im originalen Duktus abgedruckt, lediglich Schreibfehler wurden korrigiert.

© 2025 by Schibri-Verlag
Dorfstr. 60, 17337 Uckerland/OT Milow
Telefon: 039753/22757, E-Mail: info@schibri.de
Homepage:www.schibri.de

Das Werk und seine Teile sind urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung in anderen als den gesetzlich zugelassenen Fällen bedarf der vorherigen schriftlichen Einwilligung des Verlags. Alle Rechte vorbehalten.

ISBN 978-3-86863-296-5

Inhaltsverzeichnis

Grußwort der Landrätin des Landkreises Uckermark 5
Grußwort des Vorstandsvorsitzenden der Sparkasse Uckermark 6

Prosa, Preisträger Gruppe bis 12 Jahre

1. Emma Boldizsar Ein Herz aus Staub und Gold 10
2. Greta Helm Technik übernimmt die Schule? 22
3. Leni Path Das aufregendste Geschenk 25

Prosa, Preisträger Gruppe 13 bis 16 Jahre

1. Maryam Modarres Ein ganz normaler Tag 28
1. Josephine Straßburg So ganz anders 33
3. Analina Grosch Leer 36

Prosa, Preisträger Gruppe 17 bis 21 Jahre

1. Janina Beitel Sternschnuppengeflüster 40
2. Finja Sophia Wunsch Der Wintertag, an dem ich verbrannte 46
Der Sommertag, an dem ich erfror 49
Der Herbsttag, an dem ich erblühte 52
3. Mila Schrank Ein ganz normaler Tag …? 56

Prosa, Sonderpreis für die jünste Teilnehmerin

Uma Elisabeth Krey Jeck und Lohlo suchen einen Schatz 60

Lyrik Preisträger

1. Nane Steensen	Was ist nur los mit dieser Welt?	66
1. Carlotta Böhm	Ein ganz normaler Tag	68
3. Emma Seefeld	Was macht einen Tag normal?	72

Plattdeutsch, Preisträger Gruppe bis 13 Jahre

1. Mia Schaumann	Voaters Oewerraschung	76
2. Fine Köhler	Een ganz normoalen Dach?	78
3. Emilia Templin	De Tiet rönnt un rönnt	80

Plattdeutsch, Preisträger Gruppe ab 17 Jahre

1. Jette Bolz	Ein normaler Dach?	84
	Ein normaler Dach?	87

Poetry Slam Sonderpreis

Josephine Straßburg	Mein Karies bekommt Therapie	90
	Warum ich lieber mit Pflanzen rede	93
	The same procedure is every birth	97

Comic Sonderpreis

Dana Shemet	Ein ganz normaler Tag …?	100
	Ein ganz normaler Tag …?	102

Grusswort der Schirmherrin

Landrätin der Uckermark

Ein ganz normaler Tag …?“ – dieses Motto des 17. Jugendliteraturwettbewerbs wurde von den Kindern und Jugendlichen mit so viel Tiefe, spannenden und berührenden Erlebnissen, mit Humor und Phantasie gefüllt. Ich bin immer wieder begeistert, wie kreativ, feinfühlig und mit wieviel Sprachgefühl und Wortwitz die Kinder und Jugendlichen ihre Gedanken, Wünsche, Hoffnungen, aber auch Ängste zu Papier bringen.

Die Geschichten sind von unschätzbarem Wert – für die Autoren genauso wie für uns Leser oder Betrachter. Sie vermitteln eine Art von Heimat, Verstandenwerden, Geborgenheit. Sie können helfen, einige Dinge klarer zu sehen. Die insgesamt 158 Einsendungen zum 17. Jugendliteraturwettbewerb der Uckermark belegen, dass Literatur nach wie vor einen festen Platz im Leben junger Menschen hat. Das ist großartig.

Ich wünsche dem vorliegenden Buch, was ich mir für alle Bücher wünsche: dass sie einen festen Platz in den heimischen Bücherregalen finden und immer mal wieder in die Hand genommen werden, um darin zu lesen. Es lohnt sich wirklich.

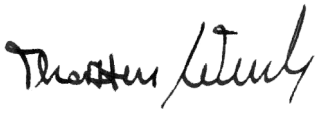
Karina Dörk

Vorwort

des Vorstandsvorsitzenden der Sparkasse Uckermark

Kinder und Jugendliche sind ein wichtiger Zukunftsfaktor für die Uckermark. Sie sind die kreativen Köpfe von morgen, und es ist unser Ziel, sie zu unterstützen, ihnen Raum für ihre Entwicklung zu geben und ihre Leistungen anzuerkennen. Und weil es uns um mehr als nur Geld geht, unterstützt die Sparkasse Uckermark als Sponsor und Förderer gern lobenswerte Initiativen in den verschiedensten Bereichen aus Mitteln der Nutzenstiftung, den PS-Zweckerträgen des PS-Lotterie-Sparens sowie der Bürgerstiftung der Sparkasse Uckermark.
Bereits zum 17. Mal haben wir in diesem Jahr junge Menschen aufgerufen, sich am Jugendliteraturwettbewerb der Uckermark zu beteiligen. Diesmal haben 158 junge Schriftstellerinnen und Schriftsteller an dem Wettbewerb teilgenommen und sich mit insgesamt 158 spannenden, originellen und außergewöhnlichen Beiträgen zum Thema „Ein ganz normaler Tag“ eingebracht. Eine großartige Resonanz, die mich als Schirmherr besonders freut.
Die Vielfalt der eingereichten Werke – von Prosa über Lyrik bis hin zu Poetry Slam und Comics – zeigt das enorme kreative Potenzial, das in unserer jungen Generation steckt. Besonders hervorzuheben sind die 20 Einsendungen auf Plattdeutsch, die der regionalen Sprache eine Bühne bieten und einen wertvollen Beitrag zur Bewahrung unserer Traditionen leisten.

Es war für die Jury keine leichte Aufgabe, die 18 Preisträgerinnen und Preisträger aus den verschiedenen Altersgruppen auszuwählen. Wie versprochen, werden deren Geschichten und Gedichte wieder in diesem Buch veröffentlicht, welches mit freundlicher Unterstützung des Schibri-Verlages entstanden ist.
In diesem Sinne stellen wir unsere jungen Nachwuchsautoren ins Rampenlicht und wünschen Ihnen viel Freude an der breiten Vielfalt aus dem diesjährigen Jugendliteraturwettbewerb.



Thorsten Weßels
Vorstandsvorsitzender
Sparkasse Uckermark

Prosa
Preisträger Gruppe bis 12 Jahre

1. Preis
Emma Boldizsar
Ein Herz aus Staub und Gold 10

2. Preis
Greta Helm
Technik übernimmt die Schule? 22

3. Preis
Leni Path
Das aufregendste Geschenk 25

Emma Boldizsar (11 Jahre, Lübz)

Ein Herz aus Gold und Staub

Hi, ich bin Sofie – ein ganz normales, manchmal etwas faules, 11-jähriges Mädchen. Ich wohne in einer sehr kleinen deutschen Stadt an der Grenze zu Polen. Mein Zimmer ist mein Reich. Ich liebe es, in meinem Bett mit dem Handy zu chillen. Ich könnte stundenlang YouTube schauen, ohne mich zu langweilen.

Aber meine Mutter? Die ist manchmal echt nervig:

„Sofie, komm essen!"

„Sofie, geh auch mal raus!"

„Sofie, räum dein Zimmer auf!"

HALLO?! Es sind Sommerferien! Ich will nichts tun! Und außerdem finde ich in meinem Chaos meine Sachen sowieso am schnellsten.

Neben meinem Bett liegt ein Haufen aus Kabeln, zwei Wasserflaschen, zwei leeren Chipstüten, einer Schere und einem Klebeband – also allem, was man eben so neben dem Bett braucht. In einer Ecke türmt sich mein Kleiderhaufen. Wer braucht schon einen Schrank?

Aber weil meine Mutter einfach nicht locker lässt, muss ich heute wohl doch mein Zimmer aufräumen. Ich möchte ihr ja schließlich beweisen, dass sich weder Kakerlaken noch Ratten in meinem Zimmer verstecken – wie sie vermutet hat.

Also fange ich mit meinem Kleiderhaufen an. Oben drauf liegen drei verschiedene, schmutzige Socken. Die bringe ich erstmal in den Wäschekorb im Bad. Dann tauchen ein gelbes T-Shirt, zwei Jeans und eine Tasche auf.

Oh! Da ist ja mein gepunktetes Kleid! Das galt schon seit Wochen als verschollen.

So arbeite ich mich weiter durch den Haufen – bis alles weggeräumt ist. Leider finde ich dabei doch etwas ziemlich Ekliges. Und nein – es

ist keine Ratte. Es ist ein klebriger, alter Apfel. Ich nehme ein Tuch und versuche, ihn anzuheben. Aber er klebt fest – am Boden und an der Wand. Mit einem kräftigen Ruck löse ich ihn ab, aber dabei reißt ein Stück Tapete mit ab.

Na toll! Passiert halt. Aber was mache ich jetzt? Meine Mutter darf auf keinen Fall davon erfahren.

Zum Glück habe ich noch zwei Stunden Zeit, bevor sie von der Arbeit zurückkommt. Vielleicht stelle ich einfach ein Plüschtier davor? Oder – noch besser – ich klebe ein Poster darüber.

Doch als ich mir die beschädigte Stelle genauer anschaue, entdecke ich unter der Tapete einen schmalen Spalt. Ich stecke den Finger hinein – und als ich die Hand zurückziehe, passiert etwas Unglaubliches:

Eine Tür öffnet sich.

Erschrocken mache ich zwei Schritte zurück. Die Tür führt in einen dunklen, staubigen Raum.

Hä?! Was ist das?

Soll ich hineingehen?

Nein! Ich habe zu viele Filme gesehen. Ich will nicht plötzlich in einem Land voller sprechender Ziegen und ewigem Winter landen – wie in Narnia. Und ich erinnere mich noch an diesen komischen Löwen… Wie hieß der noch mal? Mufasa? Nein – Aslan!

Also wirklich, so dumm bin ich nicht.

Aber… wo genau passt dieser Raum überhaupt ins Haus? Was ist eigentlich hinter dieser Wand?

Ich renne schnell hinaus. Hinter der Wand meines Zimmers liegt das Treppenhaus. Aber oben, da ist die Decke tatsächlich etwas niedriger. Da könnte dieser kleine Raum hinpassen!

Ich hole mir eine Taschenlampe und meinen ganzen Mut – und krieche vorsichtig durch die kleine Tür.

Der Raum dahinter ist winzig, kaum höher als ein Schrank. Ich kann nicht aufrecht stehen, also muss ich gebückt hineinkrabbeln. Die Luft

riecht muffig, nach altem Holz und vergessenen Jahren. Überall liegt eine dicke Staubschicht, die beim kleinsten Schritt in kleinen Wolken aufwirbelt. Es ist totenstill – kein Geräusch von draußen dringt herein. Nur das leise Summen meiner Taschenlampe.

Die Wände bestehen aus rohen Holzbrettern, die an manchen Stellen Risse haben. In den Ecken sind dicke Spinnweben, als hätte hier seit Jahrzehnten niemand mehr einen Fuß hineingesetzt. Ich streife aus Versehen mit der Schulter an einer losen Holzlatte entlang – sie knarrt laut, als wolle sie mich warnen. In einer der hinteren Ecken entdecke ich etwas Ungewöhnliches: Einen alten Holzkoffer.

Er ist mit Metallbeschlägen verstärkt und hat ein verrostetes Schloss. Auf dem Deckel ist ein Muster eingeritzt – kaum sichtbar unter dem Staub. Ich fahre vorsichtig mit der Hand darüber. Es sieht aus wie … eine Sonne? Oder vielleicht ein Auge?

Was ist da drin? Wer hat ihn hier versteckt?

Und warum?

Ich schlucke. Mein Herz klopft schneller.

Aber jetzt gibt es kein Zurück mehr. Ich will wissen, was hinter dem Geheimnis steckt.

Langsam beuge ich mich vor und lege die Hand auf den Kofferdeckel.

Im Koffer finde ich einen Stapel alter Dokumente, vergilbte Fotos, brüchige Zeitungen – und ein goldenes Armband. Es ist fein gearbeitet, mit einem kleinen Anhänger in Herzform. Ich nehme es vorsichtig in die Hand. Es fühlt sich kühl an und irgendwie … besonders.

Ich betrachte die Fotos. Alle sind in Schwarz-Weiß. Auf jedem Bild sind dieselben vier Gesichter zu sehen: ein Mann und eine Frau – wahrscheinlich die Eltern – und zwei Mädchen. Die eine ist vielleicht drei oder vier Jahre alt, die andere sieht aus, als wäre sie in meinem Alter.

Ich drehe eines der Fotos um. Auf der Rückseite steht in krakeliger Handschrift:

„1944, Familie Stein: Wolfgang, Gisela, Inge und Renate."

Ich lasse den Blick über die Dokumente schweifen. Es sind alte Geburtsurkunden auf brüchigem Papier – alle auf den Namen Stein ausgestellt. Dazwischen finde ich Wertpapiere, einen Bauplan für ein Haus (vielleicht unser Haus?) und viele alte Zeitungsartikel aus der Zeit des Zweiten Weltkriegs. Einige Schlagzeilen sind erschreckend:

„Bombenangriff auf Stettin“,

„Familien evakuiert“,

„Kinder verschwunden – Aufrufe der Behörden“.

Mir wird ein bisschen mulmig. Warum sind diese Sachen hier versteckt? Wer hat den Koffer hier deponiert – und warum?

Ich lege das Armband vorsichtig zurück in den Koffer. Es sieht aus, als hätte es jemandem viel bedeutet. Vielleicht einem der Mädchen?

Was ist mit der Familie Stein passiert?

Und was hat dieser geheime Raum mit mir zu tun?

„Sofie? Wo bist du?“

Oh nein.

Meine Mutter!!

Ich schrecke hoch. Mein Herz rast. Wie kann das sein? Sind wirklich schon zwei Stunden vergangen?

Ich schaue auf mein Handy – 17:08 Uhr. Mist. Sie ist früher gekommen!

Hastig schiebe ich den Koffer zurück in die Ecke. Staub wirbelt auf und kitzelt in meiner Nase. Ich drücke die Tür zu, so gut es geht, und klebe die Tapete notdürftig mit dem Klebeband an die Wand. Das sieht natürlich furchtbar aus, aber besser als gar nichts.

Dann greife ich schnell ein Plüschtier und stelle es davor – das große Einhorn mit Glitzeraugen. Es wirkt ein bisschen verdächtig mit seinem schiefen Grinsen, aber wenigstens verdeckt es die Stelle halbwegs.

„Ich bin gleich da!“, rufe ich und versuche, meine Stimme ruhig klingen zu lassen.

Ich schnappe mir zwei leere Chipstüten, stopfe sie unter mein Kissen und trete auf den alten Apfelfleck. Vielleicht merkt sie’s nicht.

Vielleicht schaut sie gar nicht genau hin. Vielleicht hat sie einfach gute Laune. Vielleicht.

Die Tür geht auf.

Meine Mutter steht da, die Hände in die Hüften gestemmt.

„Aha. Du räumst tatsächlich auf. Ich bin beeindruckt."

Sie blinzelt, mustert das Zimmer – dann das Einhorn.

„Und das Einhorn bewacht was genau?"

Ich lache nervös. „Meinen … Schatz."

„Aha." Sie hebt eine Augenbraue.

Dann zuckt sie mit den Schultern. „Na gut. Sieht jedenfalls besser aus als vorher. Ich mach uns was zu essen."

Als sie die Tür schließt, lasse ich mich aufs Bett fallen und atme tief durch.

Mein Blick wandert zur Wand, hinter der das Geheimnis liegt. Der Koffer. Die Fotos. Das Armband. Die Familie Stein.

Ich weiß nicht warum, aber irgendetwas sagt mir:

Das war erst der Anfang.

Am nächsten Morgen kann ich an nichts anderes denken. Der Koffer, das goldene Armband, die geheimnisvolle Familie Stein – alles geht mir nicht mehr aus dem Kopf. Wer waren sie? Was ist mit ihnen passiert?

Ich beschließe weiterzuforschen.

In unserer Straße wohnt die älteste Frau der Stadt: Frau Mertens. Sie ist 104 Jahre alt – ja, wirklich! Jeden Tag sitzt sie auf der Bank vor ihrem kleinen gelben Haus mit den grünen Fensterläden. Ich kenne sie, seit ich im Kindergarten war – der liegt direkt gegenüber.

Früher stand ich oft am Zaun vom Kindergarten und habe ihr zugewunken. Manchmal kam sie näher und erzählte mir Geschichten. Von früher. Vom Krieg. Von Zeiten ohne Handys und Internet. Ich mochte sie schon immer – sie war nie wie die anderen alten Leute, die

nur geschimpft haben, wenn wir laut waren. Sie hat gelächelt, mit mir gesprochen, sogar kleine Bonbons aus ihrer Strickjackentasche gezaubert.

Ich ziehe meine Jacke an und gehe los.

Frau Mertens sitzt wie immer auf ihrer Bank. In ihren Händen hält sie eine Tasse Tee, die leise dampft. Neben ihr liegt eine zusammengefaltete Zeitung, und auf ihrem Schoß ruht ihre Katze Fridolin – ein fetter, grauer Kater mit schiefem Ohr.

„Guten Morgen, Frau Mertens!", sage ich und bleibe vor ihr stehen.

Sie blinzelt und lächelt mich an. „Na, die Sofie. Du bist aber früh unterwegs in den Ferien."

Ich setze mich vorsichtig neben sie. „Ich … ich wollte Sie was fragen. Es geht um etwas Altes. Aus dem Krieg, glaube ich. Kennen Sie vielleicht … die Familie Stein?"

Ihre Augen werden schmal. Sie schweigt einen Moment, als müsste sie weit zurück in der Zeit blättern.

Dann sagt sie langsam:

„Ja. Familie Stein. Wolfgang Stein – der war Architekt. Er hat euer Haus gebaut, weißt du das? Vor dem Krieg. Ich war noch ein junges Mädchen damals. Ein richtig schönes Haus war das, modern für die Zeit. Seine Frau hieß Gisela, und sie hatten zwei Töchter – Inge und Renate. Inge war noch klein, vielleicht drei oder vier. Renate war ungefähr in deinem Alter."

Ich schlucke. Es sind dieselben Namen wie auf dem Foto. Ich spüre, wie mein Herz schneller schlägt.

„Sie haben also … in unserem Haus gewohnt?", frage ich leise.

„Ja. Es war ihr Zuhause. Wolfgang war sehr stolz auf das Haus. Hat jedes Detail selbst geplant. Aber dann … dann kam der Krieg. Und 1944 war die Familie plötzlich verschwunden. Von einem Tag auf den anderen. Einfach weg."

„Was ist passiert?", frage ich, obwohl ich mir nicht sicher bin, ob ich die Antwort überhaupt wissen will.

Frau Mertens sieht mich ernst an. Ihre Stimme wird leiser, fast flüsternd:

„Keiner wusste, wohin. Es war Krieg, überall Angst. Man hat viel geredet – aber keiner wusste etwas Genaues. Manche sagten, sie seien geflohen. Andere …“

Sie bricht ab.

„Andere was?“

Sie streicht Fridolin über den Rücken.

„Andere sagten, sie seien nicht mehr am Leben.“

Ein kalter Schauer läuft mir über den Rücken.

„Warum interessiert dich das, mein Kind?“, fragt sie.

Ich zögere. Dann sage ich: „Ich glaube … ich habe etwas von ihnen gefunden. In unserem Haus.“

Sie sieht mich lange an, dann nickt sie langsam. „Dann pass gut auf, Sofie. Manche Geschichten sind nicht zu Ende erzählt. Und manchmal … suchen sie jemanden, der sie zu Ende bringt.“

Die Worte von Frau Mertens lassen mich nicht mehr los. „Du wirst wohl eine Geschichte zu Ende erzählen müssen, die vor langer Zeit begonnen hat.“ Den ganzen Nachmittag denke ich an die Familie Stein. Ich krame den Koffer noch einmal durch. Diesmal schaue ich mir die Rückseiten der Fotos genauer an. Auf einem kleinen Bild von Renate – sie sitzt auf einer Schaukel im Garten – entdecke ich in verblasster Tinte einen Namenszug: Renate Stein – März 1944 – Rosenstraße 12

Rosenstraße 12? Die Straße gibt es immer noch. Sie ist am anderen Ende der Stadt, nicht weit vom alten Park. Ich kann nicht anders. Ich muss wissen, ob sie noch lebt. Ob sie überlebt hat. Ob sie wirklich noch da ist.

Am nächsten Morgen mache ich mich auf den Weg. Mein Herz klopft wie wild, während ich an alten Häusern vorbeilaufe. Als ich die Rosenstraße erreiche, zähle ich die Hausnummern laut:

8 … 10 … 12. Vor mir steht ein schlichtes, altes Haus mit weißen Fensterrahmen und einem verwilderten Garten. An der Klingel steht: R. Sokolow

Ich zögere. Renate Stein … könnte sie geheiratet haben?

Ich drücke vorsichtig auf die Klingel.

Es dauert einen Moment. Dann öffnet sich die Tür einen Spalt. Eine ältere Dame schaut heraus – vielleicht um die achtzig oder sogar älter. Sie hat schneeweißes Haar, trägt ein dunkelblaues Strickjäckchen und blickt mich durch eine runde Brille an.

„Ja bitte?"

„Entschuldigung …", sage ich leise. „Sind Sie … sind Sie Renate Stein?"

Sie erstarrt für einen Moment. Ihre Augen weiten sich. Dann mustert sie mich genau – und fragt mit zitternder Stimme:

„Wer … wer bist du, Kind?"

Ich atme tief ein. „Ich heiße Sofie. Ich wohne jetzt in Ihrem alten Haus. Ich habe … ich habe etwas gefunden."

Ich reiche ihr das goldene Armband. Ihre Hände beginnen zu zittern, als sie es sieht. Langsam nimmt sie es entgegen. Ihre Finger gleiten über den kleinen Herzanhänger.

Dann sagt sie nur flüsternd:

„Das … das habe ich verloren. Im Juli 1944. Ich dachte, ich würde es nie wiedersehen." Tränen steigen ihr in die Augen. Auch ich spüre, wie sich ein Kloß in meinem Hals bildet.

„Sie … Sie haben überlebt?", frage ich leise.

Sie nickt langsam. „Ich war damals elf. Genau wie du jetzt. Und jetzt … schließt sich ein Kreis."

Renate öffnet die Tür ganz, macht einen Schritt zur Seite und sagt leise: „Komm rein, mein Kind."

Ich folge ihr in den Flur. Es riecht nach Lavendel, alten Büchern und Tee. An den Wänden hängen gerahmte Schwarz-Weiß-Fotos, gestickte Bilder und ein kleines Kruzifix.

Wir setzen uns in ihr Wohnzimmer. Renate legt das Armband vorsichtig auf den Tisch vor uns, streicht mit der Hand über das Holz – als

würde sie Kraft sammeln. Dann beginnt sie zu erzählen. Ihre Stimme ist ruhig, aber in ihren Augen liegt etwas, das man nicht vergessen kann.

„Es war eine Nacht im Spätsommer 1944, als sie kamen – die Russen. Wir wurden überstürzt geweckt, hatten kaum Zeit das Nötigste zu packen. Meine Eltern, meine kleine Schwester Inge und ich – wir wurden zusammen mit vielen anderen Familien deportiert. Ziel: Sibirien."

Sie hält inne. Ich traue mich kaum zu atmen.

„Mein Vater – Wolfgang – hatte diesen geheimen Raum gebaut. Er war Architekt und er hatte ein Gespür für Sicherheit. Eigentlich war es mein Zimmer, aber er hatte die Spalte in der Wand versteckt – für den Fall, dass es gefährlich wird. In der letzten Nacht hat er noch schnell den Koffer dort hinein geschoben. Ich weiß nicht einmal, ob meine Mutter wusste, dass er das getan hatte."

Renate schaut zum Fenster. Draußen fliegt ein Blatt vorbei, obwohl kein Wind weht.

„Die Reise war grausam. In einem langen, überfüllten Güterwagen, gemeinsam mit anderen Familien, fuhren wir Richtung Nordrussland. Wir hatten kaum Essen, die Nächte waren eiskalt. Dann kam ein Luftangriff. Die Kolonne wurde bombardiert."

Ihre Stimme wird leise.

„Ich wurde schwer verletzt. Splitter im Bein, Blutverlust. Man brachte mich in ein russisches Krankenhaus. In dem ganzen Chaos wurde ich von meiner Familie getrennt. Sie reisten weiter – ohne mich. Ich war gerade elf Jahre alt."

Ich starre sie an. Ich bin elf. Wie kann man so etwas überstehen?

„Nach etwa zwei Monaten wurde ich aus dem Krankenhaus entlassen. Niemand wartete auf mich. Ich stand allein auf der Straße. Es war Winter. Kalt. Ich schlief in Ställen, arbeitete für Bauern. Für Brot, für ein warmes Stück Stoff. Manchmal musste ich Wurzeln ausgraben, um zu überleben."

Sie schweigt einen Moment.

„Mit sechzehn fand mich das Rote Kreuz. Ich hatte Glück – sie konnten meine Familie in Sibirien ausfindig machen. Ich durfte ihnen

schreiben. Sie lebten noch – aber mein Vater war sehr krank geworden. Die Reise war zu schwer für ihn gewesen. Der Krieg war vorbei, aber sie durften nicht zurück."

Ich spüre, wie sich mein Hals zuschnürt.

„Ich blieb in Russland. Mit zweiundzwanzig lernte ich Ratimir Sokolow kennen – einen jungen Mann aus Twer. Er war freundlich, stark, ein guter Mensch. Wir heirateten, bekamen zwei Söhne. Ich war glücklich. Kurz."

Sie schaut mich an. „Mit dreißig war ich Witwe. Ein Unfall in der Fabrik. Ratimir kam nicht zurück."

Ich schlucke. Sie fährt fort:

„Es war 1962, Stalin war tot. Die Wolgadeutschen durften endlich zurück. Ich kam mit meinen beiden kleinen Jungen in meine Heimatstadt. Unser altes Haus war besetzt. Aber das Haus meiner Großmutter in der Rosenstraße stand leer. Ich hatte kaum Geld, kaum Ausbildung – mein letzter Schulabschluss war die fünfte Klasse. In Russland durfte ich nicht weiterlernen."

Sie richtet sich auf.

„Aber ich habe beschlossen: Das war nicht das Ende. Ich ging zurück zur Schule, saß mit Fünfzehnjährigen im Klassenzimmer. Und ich habe es geschafft – bis zur zehnten Klasse. Weil ich Russisch fließend sprach, konnte ich später als Dolmetscherin arbeiten. Ich habe meine Jungs großgezogen, allein. Und ich habe nie vergessen, wer ich bin."

Sie sieht mich an.

„Und heute – nach all den Jahren – kommt ein Mädchen aus meinem alten Kinderzimmer und bringt mir mein Armband zurück."

Ich weiß nicht, was ich sagen soll. Ich spüre nur eins: Diese Geschichte muss weitererzählt werden.

Ich bleibe noch lange bei Renate. Wir trinken Tee mit Honig, reden über früher und heute, über Verlust und Mut, über das Leben – und was es einem alles abverlangen kann. Als ich mich verabschiede, drückt sie mir das Armband wieder in die Hand.

„Behalte es, Sofie. Du hast es gefunden. Es soll dich daran erinnern, dass jede Geschichte ihren Platz braucht – und jemanden, der sie erzählt."

Zuhause sitze ich auf meinem Bett, das Plüschtier liegt noch immer vor der verborgenen Tür. Mein Blick wandert über die Wand, als könnte ich hindurchsehen. Ich denke an das, was Renate mir erzählt hat. An Sibirien. An Hunger. An einen Winter, der kein Ende hatte.

Ich bin elf. So alt wie Renate damals war. Und mir wird plötzlich klar: Manche Kinder, obwohl sie nur elf Jahre alt sind, sind keine Kinder mehr. Der Krieg hat ihnen die Kindheit gestohlen. Wie ein Dieb in der Nacht.

Und ich weiß, was ich tun muss.

Am nächsten Tag stehe ich wieder bei Renate vor der Tür. Ich habe ein Notizbuch dabei, einen Stift, mein Handy.

„Ich möchte deine Geschichte aufschreiben", sage ich. „Nicht nur für mich. Für alle. Für die Schule, für die Stadt. Vielleicht sogar für die Zeitung."

Renate lächelt. Ihre Augen glänzen.

„Weißt du, Sofie … ich habe sie nie erzählt, nicht wirklich. Manche Wunden vergisst man besser. Aber jetzt … jetzt glaube ich, sie muss gehört werden."

Zusammen setzen wir uns an ihren Küchentisch. Ich schreibe. Sie erzählt. Über den geheimen Raum. Über den Koffer. Über die Nächte in der Kälte. Und darüber, wie man weitermacht, obwohl alles verloren scheint.

Mit jedem Wort, das ich notiere, wächst etwas in mir. Verständnis. Mut. Und der Wunsch, nicht zu vergessen.

Ein paar Wochen später halte ich das Ergebnis in den Händen: ein kleiner Artikel in der Stadtzeitung, geschrieben von mir, mit der Überschrift: „Verloren – und doch zurückgefunden: Die Geschichte von

Renate Stein“ Darunter ein Foto: Renate vor ihrem Haus. In der Hand das goldene Armband.

Und ich weiß: Manchmal beginnt eine große Geschichte mit einem Apfel. Und einem Mädchen, das den Mut hat, Fragen zu stellen.

Nachwort

Seitdem ist einiges passiert. Der Artikel wurde in der Stadtzeitung veröffentlicht, später sogar im regionalen Radio vorgelesen. Meine Lehrerin hat ihn in der Schule aufgehängt und andere Kinder haben begonnen ihre Großeltern zu fragen, ob es bei ihnen auch solche Geschichten gibt.

Manche weinten beim Lesen. Manche schwiegen. Manche fingen an zu erzählen. Renate ist für mich mehr als eine Nachbarin geworden. Wir treffen uns fast jeden Samstag. Sie erzählt, ich schreibe. Manchmal lachen wir, manchmal weinen wir. Sie hat mir beigebracht, wie man Kartoffelsuppe wie früher kocht und wie man Geduld hat – mit sich selbst, mit anderen und mit der Zeit.

Ich habe gelernt, dass Geschichte nicht nur in Büchern steht. Sie lebt in alten Koffern, in Tapetenspalten und in den Augen von Menschen, die nicht vergessen haben.

Mein Kinderzimmer ist noch immer mein Reich. Es gibt wieder einen kleinen Kabelhaufen neben dem Bett, ein paar Chipstüten auch. Aber ich sehe die Wand mit anderen Augen. Hinter ihr hat sich ein Leben versteckt – und ich durfte es wieder ans Licht holen.

Und wenn ich abends mein Armband mit einem kleinen Anhänger in Herzform anschaue, weiß ich:

Ich bin zwar erst elf Jahre alt. Aber meine Augen sind offen. Mein Herz ist wach.

Und manchmal braucht es nicht mehr, um die Welt ein kleines Stück heller zu machen.

Ende.